

SILKE BERG

1028 Tage
mit Andreas



Silke Berg

*1028 Tage mit
Andreas*

Daniel 

1. Auflage
© Daniel-Verlag 2014
Retzower Str. 21
17279 Lychen
www.Daniel-Verlag.de

Satz: Daniel-Verlag
Umschlaggestaltung: Lucian Binder, Meinerzhagen
Druck und Bindung: CPI books

ISBN 978-3-935955-94-2

Vorwort

Nachdem Andreas, mein erster Mann, im Jahr 1992 mit knapp 27 Jahren gestorben war, kam mir einige Male der Gedanke, alles aufzuschreiben, was ich mit ihm erlebt hatte. Doch es schien mir schon genug Bücher mit Krankheitsberichten zu geben, so dass ich es überflüssig fand, dem noch eines hinzuzufügen. Nach bald zwanzig Jahren kam mir der Gedanke jedoch erneut und ließ mich nicht mehr los. Sicher hängt es auch damit zusammen, dass ich in Gesprächen mit anderen Gläubigen merkte, wie wichtig es ist, Erfahrungen weiterzugeben, die man in seinem Leben mit Gott gemacht hat. Nachdem ich mehr als ein halbes Jahr darüber nachgedacht und gebetet hatte und einige Glaubensgeschwister mich auch dazu ermutigt hatten, habe ich es schließlich gewagt und alles so wahrheitsgetreu wie möglich, gestützt auf meine Erinnerung und Tagebücher, aufgeschrieben. Oft dachte ich: Wenn Gott mich gefragt hätte, ob ich Andreas freiwillig hergebe, dann hätte ich gesagt: Niemals! Aber Gott hat seinen Sohn freiwillig geopfert, aus Liebe zu uns. Das Liebste zu geben, tut furchtbar weh.

Das Ziel meines Buches soll es sein, Menschen zu ermutigen, dem Gott zu vertrauen, der Wunder tut, auch wenn äußere Umstände nicht gerade ermutigend scheinen und wenn das „Wunder“ anders aussieht als erwartet. Gott ist ein guter Gott. Es lohnt sich immer, Ihm zu vertrauen, denn „er, der doch seinen eigenen Sohn nicht

verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben hat: wie wird er uns mit ihm nicht auch alles schenken?“ (Römer 8,32)!

Kapitel 1

Lass mich doch deine Wege erkennen ... Der
HERR antwortete: Mein Angesicht wird mitge-
hen und dich zur Ruhe bringen.

(2. Mose 33,13.14)

Juni 1989

Die Räder des Bummelzuges rattern langsam und monoton vor sich hin. Es ist ein warmer Tag im Juni, aber die vorbeifliegende Landschaft interessiert uns wenig. Diesen Moment haben wir in langen Jahren herbeigesehnt – wir fahren zu unserer eigenen Hochzeit! Das müsste uns eigentlich jubeln lassen, haben wir doch seit sechs Jahren darauf gewartet. Aber in unsere Freude mischt sich Sorge um Andreas' Gesundheit. Seit einem Dreivierteljahr hat er Rückenprobleme, und in letzter Zeit war es so schlimm geworden, dass er sogar beim Arzt war. Die Ergebnisse der Untersuchung sind noch nicht da und wir ahnen auch nichts Schlimmes. Im Moment bedrückt uns nur die Tatsache, dass der Zug von Berlin bis Zwickau, der Stadt, in der ich aufgewachsen war und in der unsere Hochzeitsfeier stattfinden soll, so lange braucht und Andreas weder vernünftig sitzen noch stehen kann. Wie soll er so unsere Hochzeitsfeier überstehen? Ich glaube, er braucht starke Schmerzmittel. Gut, dass ich in Zwickau in mehreren Apotheken gearbeitet habe und ihm Medikamente besorgen kann, ohne dass er stundenlang beim Arzt warten

muss. Während das Ende der Fahrt noch nicht in Sicht ist,
wandern meine Gedanken zurück zur Zeit unserer ersten
Begegnungen ...

Kapitel 2

Wo aber der Geist des Herrn ist, ist Freiheit.

(2. Korinther 3,17)

Februar 1983

Sechseinhalb Jahre ist es her, dass meine beste Freundin, die in der Nähe von Leipzig wohnte, mich einlud, während der Winterferien ihre Verwandten in Hennigsdorf bei Berlin zu besuchen.

Wir wurden sehr liebevoll aufgenommen und in die große Familie integriert. Die christliche Gemeinde am Ort war sehr klein, hatte aber eine familiäre Atmosphäre, und so fühlten wir uns bei verschiedenen Veranstaltungen gut aufgenommen, wie zum Beispiel im Chor und im Jugendkreis. Die Familie wohnte außerhalb von Hennigsdorf, im kleinen Ortsteil Neubrück. Tatsächlich bestand Neubrück neben einem kleinen Firmengelände nur noch aus einem Mehrfamilienhaus mit drei Eingängen und mehreren Wohnungen. Das Haus befand sich sehr dicht an der (damaligen) Berliner Mauer, und es war für mich eine neue und frustrierende Erfahrung, vom Wohnzimmerfenster aus die Mauer zu sehen, die für uns ein unüberwindliches Hindernis darstellte. Familie Kuhley, wie die Verwandten meiner Freundin hießen, war jedoch daran gewöhnt und fand es nicht mehr außergewöhnlich; auch nicht, dass man beim Waldspaziergang immer den Personalausweis dabei haben musste, weil es oft zu Kontrollen durch Grenzsoldaten kam. Mir war diese Situation fremd, und ich ahnte nicht, dass ich Jahre später auch dort woh-

nen und in dieser Zeit das Wunder der Maueröffnung erleben würde. Familie Kuhley nahm die Situation aber mit viel Humor und machte ihre Witze darüber. Es herrschte sowieso eine recht lustige Atmosphäre und der ausgeprägte Berliner Dialekt passte dazu.

Die Begegnung zwischen Jungen und Mädchen innerhalb der Gemeinde war sehr vorsichtig und distanziert, und man lernte sich einfach in den Familien kennen, ohne engeren Kontakt zueinander zu haben. Daher dauerte es auch noch Jahre (!), bevor es zu einem persönlichen Gespräch zwischen Andreas, einem Sohn der Familie Kuhley, und mir kam. Obwohl wir uns also zunächst gar nicht so nahe kamen, fing Andreas in dieser Zeit an, sich für mich zu interessieren bzw. Gott zu fragen, ob wir wohl als Ehepartner füreinander bestimmt seien. Er begann, seine Gedanken und Gefühle in einem Tagebuch niederzuschreiben, und als wir später verlobt waren, schickte er mir jede Woche einen Auszug daraus zu. Über unsere erste Begegnung schrieb Andreas: „Beim Guten-Tag-Sagen nahm ich in Deinen Augen einen geheimnisvollen Blick wahr, der mich stark berührte und nachdenklich stimmte.“

Bei mir dauerte es noch etwa ein Jahr, bevor ich begann, mich in Andreas zu verlieben. Dafür gab es kein einschneidendes Erlebnis, sondern ich gewann ihn einfach von einem Wiedersehen zum anderen lieber, und bald konnte ich mir nicht mehr vorstellen, jemand anders als Andreas zu heiraten.

Nach dieser Woche Ferien kam ich voller Eindrücke nach Zwickau zurück, und ich war sehr froh, dass ich eine Freundin hatte, mit der ich eine sehr intensive Korrespondenz führte. Obwohl sie in einer anderen Stadt wohnte, teilten wir uns alle unsere Sorgen und Freuden mit. Weil wir kein Telefon hatten,

geschweige denn E-Mail oder Handy, schrieben wir uns Briefe. Aber auch diese Erfahrung möchte ich (im Nachhinein) nicht missen, da man sich in Briefen ganz anders und nicht so oberflächlich ausdrückt.

Kapitel 3

Wenn du auch noch eigene Pläne und Absichten für dein Leben hegst und pflegst, musst du dich nicht wundern, dass du keinen Sieg hast. Um siegreich zu sein, musst du damit aufhören. Denn Pläne machen ist nicht deine Aufgabe. Das hat Gott schon für dich getan – vor Grundlegung der Welt. Er will, dass du dich ihm vertrauensvoll überlässt, dann wird er dir deinen Lebensweg schon bahnen. Unterwirf dich ihm voll und ganz oder du wirst nie Sieg erleben; dies ist die erste Bedingung! (aus: *Befreiung von der Macht der Sünde*, von C. G. Trumbull)

In den nächsten Jahren erlebten wir Höhen und Tiefen im Warten aufeinander. Es gab Zeiten, in denen wir uns ein halbes Jahr nicht sahen und Zweifel in uns aufkamen, ob es sinnvoll ist, weiter aufeinander zu warten. Wir hatten uns ja keinerlei Versprechen gegeben, ja, am Anfang wusste ich überhaupt nicht, wie Andreas über mich denkt, und er wusste es von mir ebenso wenig.

Wenn mich in dieser Zeit jemand gefragt hätte, warum wir nicht über unsere Beziehung sprechen, dann hätte ich darauf nichts antworten können. Sicher lag es zum Teil an unserer beider Schüchternheit, aber ich denke auch, dass Gott uns noch

kein grünes Licht für den Start in eine Beziehung gegeben hatte. Unser Leben wäre sicher anders verlaufen, wenn wir früher geheiratet hätten.

Umgang mit Gott und seinem Wort ist allein
das Geheimnis der Siege, die Quelle aller inneren und äußeren Kraft. (Spurgeon)

Die Wahrheit dieser Aussage haben wir beide in diesen Jahren erfahren und sie hat unsere Beziehung zu Jesus, unserem Herrn, vertieft und geprägt. Wir waren beide in christlichen Elternhäusern aufgewachsen und hatten selbst auch eine bewusste Entscheidung getroffen, Jesus als unseren Herrn für unser Leben zu haben. Durch die langen „Wartezeiten“ wurde unser Glaube ziemlich auf die Probe gestellt. Aber wir kannten den Gott, der von sich sagt: „Siehe, ich bin der HERR, der Gott allen Fleisches; sollte mir irgendein Ding unmöglich sein?“ (Jeremia 32,27). Ich bin sehr dankbar, in dieser Zeit so gute Freunde gehabt zu haben. Zum einen die eingangs erwähnte Freundin aus der Nähe von Leipzig und darüber hinaus ihre Cousins und Cousinen – nicht nur in Hennigsdorf, sondern auch in Meiningen, einem Städtchen in Thüringen. Auch wenn wir uns aufgrund der großen Entfernungen nicht sehr oft sahen, so waren doch die gelegentlichen Wochenendtreffen sehr intensiv. Wir „philosophierten“ bis in die Nacht hinein über Lebensfragen, Gott und die Welt. Obwohl alle von uns mit Jesus leben wollten, gab es viele Fragen und Probleme zu klären, zum Beispiel, wie der Glaube praktisch in unserem Leben auszusehen hat. Wir unternahmen Ausflüge und hatten gemeinsam viel Spaß. Diese Treffen halfen uns,

den Glauben auch im Alltag zu leben, wenn wir wieder allein waren.

Inzwischen hatte Andreas eine Tischlerausbildung abgeschlossen und arbeitete als Hausmeister in einem kleinen christlichen Altenheim in Hohen Neuendorf, einem Nachbarort von seinem Wohnort Neubrück bei Hennigsdorf. Ich selbst hatte eine Ausbildung in der Apotheke gemacht und anschließend ein viereinhalbjähriges Fernstudium zur Pharmazie-Ingenieurin absolviert. In der damaligen DDR hatten wir als Christen nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten der Weiterbildung und eine davon war ein Fernstudium.

Kapitel 4

Hingezogene Hoffnung macht das Herz
krank, aber ein eingetroffener Wunsch ist ein
Baum des Lebens.

(Sprüche 13,12)

Mai 1988

Gerade hatte ich mein Fernstudium abgeschlossen und nun arbeitete ich in Zwickau als Pharmazie-Ingenieurin weiter in einer Apotheke. Die Arbeit machte mir viel Freude, aber ich fragte mich oft, was Gottes Plan für mein Leben sei. Manchmal dachte ich: Die Arbeit in der Apotheke können auch andere erledigen; gibt es nicht eine Aufgabe, die speziell ich tun soll? Ich hatte keine Idee; die Möglichkeit, zum Beispiel bei einem Missionseinsatz im Ausland mitzumachen, gab es in der damaligen DDR nicht.

In dieser Zeit wurde in unserer Gemeinde ein Rundbrief mit folgendem Inhalt vorgelesen: „Für das Alten- und Pflegeheim in Kleinwelka bei Bautzen wird eine Pflegekraft gesucht.“

Unsere Gemeinde hatte in diesem Heim der Herrnhuter Brüdergemeine einige Pflegeplätze (in der DDR Mangelware) und war deshalb verpflichtet, eine Pflegekraft zu stellen. Nun war dieses Stellenangebot nicht sehr attraktiv, da Kleinwelka, ein winziger Ort, sehr dezentral kurz vor der polnischen Grenze liegt. Auch bestand die Gemeinde dort zum größten Teil aus alten Leuten, so dass es stets ein Problem war, eine Pflegekraft zu finden. Irgendwie hatte ich jedoch das Gefühl, dass Gott

mich mit diesem Aufruf ansprach, und es passte auch entfernt zu meiner Suche nach einer für mich sinnvollen Tätigkeit. Ich fing an, dafür zu beten und Gott zu fragen, ob dies vielleicht mein Weg sein sollte. Zuerst sprach ich mit keinem Menschen darüber, und erst als ich mir ziemlich sicher war, erzählte ich es meinen Eltern. Sie waren recht erstaunt, dass ich meine gute Arbeitsstelle aufgeben wollte, um eine Aufgabe zu übernehmen, für die ich nicht ausgebildet war. Ich bewarb mich dann für diese Stelle, und die Freude im Altenheim war groß, dass für das nächste Jahr die Pflegestelle wieder besetzt sein würde. Nun hatte ich noch etwas Zeit bis zu meinem Umzug, da ich drei Monate im Voraus kündigen musste, aber ich freute mich schon jetzt auf diese neue Herausforderung.

Andreas und ich sahen uns weiterhin nur sehr selten, doch ich hatte mir fest vorgenommen, das ganze Thema Gott zu überlassen – Er konnte uns zur richtigen Zeit schon zusammenführen.

August 1988

Im August 1988 sollte ein Arbeitseinsatz in dem kleinen Altenheim stattfinden, in dem Andreas als Hausmeister arbeitete. Unsere gesamte Clique – unsere Freunde aus Leipzig, Meiningen und Hennigsdorf – wollte teilnehmen und alle freuten sich schon sehr darauf. Es mussten einige handwerkliche Arbeiten im Haus und auf dem Gelände durchgeführt werden. Wir hatten sehr viel Spaß, wie immer, wenn wir zusammen waren, und so verging die Woche wie im Flug. Jeden Abend saßen wir noch zusammen, sangen Lieder und unterhielten uns über die Bibel. Die gemeinsame Zeit war sehr intensiv, und so kam es, dass Andreas und ich bei einem Spaziergang ins Gespräch kamen.

Wir hatten uns bis dahin zwar schon öfter innerhalb der Gruppe unterhalten, doch das war das erste persönliche Gespräch. Endlich war das Eis gebrochen und wir hatten einen Anfang gemacht! In den nächsten Tagen trafen wir uns noch oft, um spazieren zu gehen und miteinander zu reden. Es gab so viel zu erzählen! Auf einem dieser Spaziergänge gaben wir uns dann unseren ersten Kuss – es war wie die Erfüllung eines langgehegten Traumes. Das Band zwischen uns begann fester zu werden und schien unzerreißbar.

Als wir nach einem stundenlangen Gespräch gemeinsam in der Bibel lasen, schlugen wir Psalm 77 auf, der von dieser Zeit an eine besondere Bedeutung für uns bekam: „Du bist der Gott, der Wunder tut.“ Es war für uns ein noch unfassbares Wunder, dass Gott uns zusammengeführt hatte und dass jetzt eine gemeinsame Zukunft vor uns lag.

Da wir schon seit Jahren füreinander gebetet hatten und uns klar war, dass wir heiraten wollten, sprachen wir mit Andreas' Eltern darüber und planten unsere Verlobung für Ende August. Zuvor fuhren wir noch nach Zwickau, um mit meinen Eltern darüber zu reden. (Andreas hatte schon einen Brief an sie geschrieben, um sie vorzubereiten, aber ausgerechnet dieser Brief war zehn Tage unterwegs, und Andreas machte sich bereits Sorgen, warum meine Eltern nicht antworteten. Ich war währenddessen in einen lange geplanten Ostseeeurlaub mit Andreas' Schwester und seinem jüngeren Bruder gefahren.)

Die Verlobungsfeier Ende August feierten wir in Hennigsdorf bei Andreas' Familie. Von Anfang an gaben sie mir das Gefühl, willkommen zu sein, und es war wunderbar, von jetzt an zu dieser Familie zu gehören. Mit Andreas' Schwestern hatte ich schon vorher einen regen Briefwechsel geführt, so dass

wir uns nicht fremd waren. Nun verging kaum ein Wochenende, an dem Andreas und ich uns nicht sahen – auch wenn wir ungefähr dreihundert Kilometer auseinander wohnten (Andreas in Hennigsdorf und ich in Zwickau). Ein Auto besaßen wir nicht und so verdiente die Deutsche Reichsbahn an unseren Fahrten viel Geld. Wir konnten uns nicht mehr vorstellen, dass es noch vor kurzem Zeiten gab, in denen wir uns monatelang nicht gesehen hatten. Nun lernten wir uns immer besser kennen. Wir genossen es auch, in der Gemeinde und bei unseren Freunden als „zusammengehörend“ gesehen zu werden, und freuten uns sehr darüber.